



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Meine Lehrtätigkeit einst und jetzt.

---

## Meine Lehrtätigkeit einst und jetzt.

**L**ängere Zeit war ich als Lehrerin in den preussischen Staatschulen tätig gewesen, ehe ich dem Ruf des Herrn folgte und Missionschwester wurde. Nachdem ich durch die heilige Profess endgültig der Kongregation vom kostbaren Blut als Mitglied einverleibt war und die Missionsverhältnisse nach dem Kriege wieder geregelt waren, wurde mir alsbald ein großes Wirkungsfeld unter den Negerstämmen Afrikas, und zwar zu Driefontein in Rhodesia anvertraut. Ich sollte dort meine Lehrtätigkeit unter der lieben Jugend wieder aufnehmen. Mit größerer Freude noch als selbst im ersten Eifer nach dem Examen erfüllte ich meine Pflichten trotz mancher Opfer. Warum? Weil ein großer Unterschied besteht zwischen einer preussischen Staats- und einer Missionschule. Um alles in der Welt möchte ich diese nicht gegen jene vertauschen; denn abgesehen davon, daß wir in der Missionschule für die Seelen viel mehr tun können, einmal, weil wir die Kinder ganz unter der Hand haben, und dann auch, weil die verderblichen Einflüsse der europäischen Oberkultur nicht störend wirken, ist der Schulbetrieb viel interessanter. Er ist nicht so starr, schablonenhaft. Unbeschadet einer soliden Ordnung ist uns viel Spielraum gelassen, der Eigenart der einzelnen Kinder gerecht zu werden, und so atmet das Ganze natürliche Ungezwungenheit und fröhliche Ursprünglichkeit.

Das ist es, was dem Hochwürdigen Herrn Pater Provinzial bei seinem Besuch so sehr auffiel. Der erstgenannte Vorteil wird begünstigt durch den Umstand, daß unsere Kinder — mit Ausnahme der 20 bis 30 Tageschüler, die auf der Missionsfarm leben und darum zum Schulbesuch verpflichtet sind — sich freiwillig zur Fahne stellen. Außer diesen kommen noch die Klosterkinder in Betracht, deren Zahl ungefähr 60 beträgt. Die meisten kommen, um zu lernen und um möglichst viel zu lernen. Daheim in den Außenschulen, die von schwarzen Lehrern geleitet werden, sieht's traurig aus. Etwas Lesen, eine schlechte, kaum leserliche Handschrift ist durchweg alles, was geleistet wird. Ich habe oft gestaunt über den Verneifer unserer Kinder. Dringend bitten sie um Bücher, um für sich zu lesen während der Pause und nach der Arbeit beim Feuer. Ich hat ein Mädchen, Agnes, deren Heirat kurz bevorstand, und die sehr geschickt und zuverlässig in der Hausarbeit war, während der Schulzeit der lieben Schwester D. zu helfen. Sie gehorchte, aber mit so schwerem Herzen, daß die liebe Schwester Dagoberta es vorzog, auf die sonst so erwünschte Hilfe zu verzichten und sie bis zum Schluß in die Schule gehen zu lassen. Sie arbeitete bis zur letzten Stunde an ihrem Aufsätzchen und ihren Rechen-

aufgaben mit einer peinlichen Genauigkeit, als wenn es zum Examen ging. Mehrere brachten es in etwa dreiviertel Jahr so weit, daß sie dreimal nacheinander einen kühnen Sprung machen konnten, von Grad I in Grad II, von da in Grad III und endlich in Standard I, d. i. nach unseren deutschen Begriffen vom 1. ins 4. Schuljahr. Wie ist das möglich, wo die eigentliche Schulzeit nur gut zwei Stunden dauert, und wegen Mangels an Lehrkräften eine einzige Lehrerin nahezu 90 Kinder, in 6 Klassen verteilt, zu unterrichten hat? Vorzüglich hilft dazu die Anwendung von Försterschen Grundsätzen. Oft und oft die Schönheit geistigen Strebens, mit Bezug auf die Verstandes- sowohl als Willensbildung durch Vernunftgründe und Beispiele aus der Biblischen Geschichte und dem praktischen Leben warm ans Herz legen, mit anderen Worten, ihnen mit der Liebe einer guten Mutter geistige Nahrung reichen, damit sie diese nach ihrer Eigenart in sich verarbeiten, um dann aus freiem innern Antrieb heraus sich nach außen hin zu betätigen. O, ich hätte nie geglaubt, wie wachsw weich und empfänglich für alles Gute und Schöne unsere Schwarzen sind. Ich sage es kühn heraus, daß ich solch ermutigende und erfreuliche Erfahrungen in meiner etwa 8jährigen Tätigkeit in Deutschland nicht gemacht habe. Handgreiflich sieht man die Weissagung des Heilandes erfüllt: „Das Reich Gottes wird von euch genommen und einem Volke gegeben werden, das die Früchte desselben hervorbringt,“ und „die letzten werden die ersten sein.“

Würden sich nur mehr edle Seelen, die sich für das Erziehungsideal begeistern, entschließen, ihre Kräfte dem Missionsdienste zu widmen. Das walte Gott!

Um auf die Försterschen Grundsätze zurückzukommen, so ist die Mutterliebe freilich nicht ausreichend bei der Erziehung unserer Schwarzen. Es geht nicht ohne Strafen und selbst nicht ganz ohne körperliche Züchtigung. Aber diese Strenge darf nur Mittel zum Zweck sein; sie muß die vertrauenerweckende, mütterlich-liebevolle Anleitung zum selbstgewollten und möglichst selbständigen Streben nach geistigen Gütern vor Ausartung in weichliche Nachsicht und planlose Willkür bewahren. Man muß die Kinder an unbedingten, pünktlichen Gehorsam gewöhnen, und das kostet bei dem unbändigen Freiheitsdrang dieser Naturkinder sehr viel. Im ersten Jahre habe ich fast die Hoffnung auf die Erreichung dieser Notwendigkeit aufgegeben. Trotzige Ausbrüche ihres ungebändigten Willens und fortwährende Fluchtversuche einzelner, zuweilen vieler, zeigten mir die Größe der Schwierigkeit; aber allmählich sah ich den Samen des Wortes Gottes, befruchtet vom Tau seiner Gnade, in den Seelen aufgehen und wachsen und Frucht bringen. Dieselben Kinder, die früher koch sagten: „Ich mag nicht,“ bieten sich jetzt freiwillig zu unangenehmen

Arbeiten an; jene, die früher einem zuweilen dämonischen Trotz nachgingen, wenn sie zurechtgewiesen oder gestraft worden waren, kommen jetzt aus sich selbst, bitten um Verzeihung und suchen auch ihre Fehler wieder gutzumachen. Es ist merkwürdig, wie klar sie die Notwendigkeit der Strafe einsehen. Ein Mädchen schrieb ihrem Bräutigam, welcher Lehrer ist, u. a.: „Wenn deine Kinder Böses tun, so strafe sie; damit du nicht selbst von Gott bestraft werdest.“ Um es noch einmal kurz zu sagen: Unbeschadet der festen Grenzen, die man den Kindern setzen muß, kann man sie sich innerhalb derselben frei bewegen lassen, um



Bei meinen Schwarzen.

ihre individuellen Fähigkeiten zu entfalten. Einige haben Lust und Geschick zum Unterrichten; die anderen fühlen es instinktiv heraus und wählen diese zu Hilfslehrerinnen, die mir zweifellos in der Schule und freien Zeit unschätzbare Dienste leisten. Kürzlich hatte sich die unterste Klasse einen Dreikäsehoch zur Lehrerin gewählt, oder vielmehr hatte sich das kleine, geweckte Ding auf meine Frage selbst angeboten. Es war zu drollig, mit welcher selbstverständlichen Amtsmiene die kleine Helene ihres Amtes waltete und mit welcher Bereitwilligkeit die zum großen Teil dreimal so großen Schülerinnen ihr folgten. Manchmal muß man ihren Eifer mäßigen. Einmal lief ich

abends, so schnell ich konnte, aus der Kirche heim, weil man nicht beten konnte, so laut sagten die Kinder draußen beim Feuer, etwa 100 Meter entfernt, ihr Einmaleins auf. Freilich sind auch solche darunter, die nicht aus der Ruhe zu bringen sind und keine höhere Freude kennen, als stumpf ins Feuer zu starren und zu träumen. Und auch bei den andern wechseln die Zeiten. Bei Mondschein und hellem Sonnenlicht sprudeln sie über von Leben und Schaffensdrang, während sie bei bewölktem Himmel, Nebel und Kälte nur schwer aus ihrer Stumpfheit herauszubringen sind. Gott Dank, daß der trüben Tage nicht gar so viele sind. Auch bestehen bemerkenswerte Unterschiede zwischen der geistigen Veranlagung der einzelnen Stämme. Wir scheinen es hier mit einem der gewecktesten zu tun zu haben, worauf schon die regelmäßigen Gesichtstypen hindeuten. Das Klima ist fast europäisch wegen der hohen Lage. Alles dieses trägt dazu bei, meine Freude an der Lehr- und Missionstätigkeit zu erhöhen. Wie dankbar bin ich dem lieben Gott für meinen Beruf und wie innig wünsche ich, daß noch viele seeleneifrige Lehrerinnen ihre Talente und Kräfte in den Dienst der Missionschulen stellen möchten, denn die Ernte ist groß und der Arbeiter sind wenige.



## O Eitelkeit der Eitelkeit!

(Ost-Afrika.)

**E**s ist hoher Festtag, und die Glocken rufen laut und feierlich die Christen unserer kleinen Missionsstation zum Gottesdienst. Klein und groß, jung und alt eilt herbei. An der Sammlung und Andacht vieler dieser armen Neger können wir uns erbauen, wohingegen der Anblick anderer zur Heiterkeit stimmt. Warum? Die äußere Erscheinung ist gar zu komisch für europäischen Geschmack. Der Neger will schön sein, besonders an den Festtagen. Seine Kleidung verrät nur zu deutlich seine wohlmeinende Absicht. Aber die Hose ist das weiße Hemd gezogen, welches, mit „Mhogo“ gestärkt, so steif wie ein Brett ist. Über dasselbe ist das Lendentuch mit den bunten Fransen geschlungen. Der Neger muß seinen Reichtum zeigen, daher trägt er Hemd und Lendentuch entgegen dem europäischen Brauch über anstatt unter der anderen Kleidung. Selbst die Jacke, die er trägt, darf nicht zugeknöpft werden, sonst könnte das Flanner, Schweißjäckchen, ja nicht gesehen werden. Der wohlhabendere Neger trägt auch noch eine Weste, aber über der Jacke. Es wäre zu schade, wenn nicht alle Kirchgänger diese sehen würden. Um den Schmuck zu vollenden, wird noch ein rotes Taschentuch malerisch